

Biekenener Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Biekenener Anzeiger (General-Anzeiger).



Zurück zur Scholle.

Roman von Ewald Gerhard Seeliger.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

XXII.

Hugo, der Individualist, arbeitete unterdessen in Halle mit bewundernswertem Eifer und ungeahnter Ausdauer auf sein Staatsexamen los. Die tiefste Weisheit des alten Bundes: „Alles ist eitel!“ hatte er an seinem eigenen Leibe erfahren. Jetzt war er bei der neuen Botschaft von der christlichen Liebe. Und er machte plötzlich die Entdeckung, daß man auch damit eine Individualität sein könne. Und wie er dies im Hörsaal wissenschaftlich in sich aufnahm und gemäß seiner Veranlagung selbständig verarbeitete, im Hause machte er unterdessen einen praktischen Kursus der Seelsorge durch. Denn Hedwig litt schwer, wenn sie auch niemals klagte. Schon der erste Brief des Barons warf sie in das wilde Meer ihrer Schmerzen zurück. Hugo tröstete sie nach Kräften, zeigte ihr das Vergebliche ihrer Hoffnungen und brachte sie endlich dazu, den Brief an den Vater zu schicken. Als aber das zweite Schreiben Fritz von Winkelbergs kam, in dem er ihr die Not seiner Kinder klagte und sie inständig beschwor, zurückzukehren, da war sie nahe daran, alles zurückzulassen und nach Brißlawe zu eilen. Hugo hatte einen schweren Stand. Sie klagte sich selbst der Pflichtvergessenheit an und war ganz untröstlich.

„Rede!“ bat er und nahm sie in die Arme. „Du kannst Vater darin nicht vorgreifen. Er ist schwer getränkt worden und muß erst Genußung haben, ehe an eine Veröhnung zu denken ist.“

„Aber die Kinder!“ schluchzte sie. „Die Kinder sollen nicht darunter leiden.“

„Das ist leicht aus der Welt geschafft!“ meinte er zusehnd. „Das Kinderfräulein wird entlassen, und der alte Abraham hat für besseren Ersatz zu sorgen!“

„Ich muß ihm doch wenigstens antworten!“ rief Hedwig unter Tränen.

„Du hast Vater versprochen, nicht zu schreiben!“ mahnte er liebevoll.

„Dann schreib du!“ bat sie.

„Ich darf nicht!“ erwiderte er und zerbrach sich den Kopf, wie dieser böse Knoten am leichtesten zu lösen wäre.

„Schreib an Moriz Gassel!“ schlug er ihr endlich vor. „Das ist einer von den wahrhaft guten Menschen, die es selbst nicht wissen, daß sie dazu gehören. Er hat jetzt Ferien.“

Hedwig nickte wortlos und schrieb.

Moriz Gassel ging mit dem Schreiben zum Baron und bot sich als Hauslehrer an. Noch an demselben Tage wurde das Kinderfräulein nach Luschelau abgeschoben. Der alte Abraham versprach, ein besseres herbeizuschaffen. Bis dahin

beauftragte Moriz Gassel die Baronskinder. Bald hingen sie an ihm wie die Kletten. Fast jeden Tag waren sie bei ihm im Schulgarten. Cäcilie stöberte in der Schulstube eine Bibel auf und lernte auf eigene Faust lesen. Der kleine Günther aber hielt sich mehr an die Bienenstöcke, wo der süße Honig floß. Vor den Stacheln der fleißigen Immen hatte er keine Angst, weil er sie nicht kannte. Als ihn aber die erste in die Hand pötte, erhob er ein durchdringendes Indianergebrüll und entfloß. Seitdem brauchte ihn Moriz Gassel nicht mehr vor den Honiglüssen zu warnen. In der zweiten Ferienwoche, als man draußen auf den Feldern die Gerste zu schneiden begann, fing Cäcilie schon an, in einem Märchenbuche, das ihr Moriz Gassel unter die Hände gespielt hatte, zu buchstabieren. Und als sie erst drei Sätze glücklich herausbekommen hatte, ging sie mit dem Buche zu Bett und stand damit auf. Noch mehr Freude fast hatte Moriz Gassel an dem kleinen Günther. Dieser kleine Kerl besaß einen harten Kopf. Was er einmal in den Fingern hatte, das hielt er fest. Nur am Sonntag war Moriz Gassel kinderlos. Da blieben die beiden Kinder bei ihrem Vater.

Moriz Gassel benutzte diesen freien Nachmittag dazu, August Knorrek in Zdurotschin einen Besuch zu machen. Der fragte ihn über alles aus, was während der Woche im Dorfe vorgefallen war, wie's mit der Ernte vorwärts ging und wie's mit Fürchtgott Freitscher stand. Denn mit dem wollte es nun endgültig bergabgehen. Der Knecht war ihm vor der Ernte fortgelauert, die Gläubiger drängten heftiger als jemals, allen voran der Sulitscher Gottlieb, und die alte Freitschermutter lag wieder im Bett und hatte Wasser in den Beinen.

Moriz Gassel trank eine Tasse Kaffee und machte sich noch vor Abend wieder auf die Strümpfe, weil er nicht mit Thomas Hauschild zusammentreffen wollte, der Sonntag abend stets angeritten kam und August Knorrek über das Gut und die Ernte berichtete, sich Ratschläge ausbat und durch die stramme Arbeit und die Verantwortung, die auf ihm lastete, ein ganz ordentlicher Mensch geworden war. Nur das kleine Spielchen bei Dudedek ließ er nicht aus. Die Bank aber hielt er nicht mehr.

Auch in der Woche kam er zuweilen nach Zdurotschin geprescht. Dann blieb er nie länger als eine halbe Stunde. Und so erzählte er denn einmal, daß die Dreschmaschine kaputt sei und in Sulitsch zum Ausbessern wäre.

„Liegt das Getreide draußen?“ fragte der Inspektor hastig.

„Es Schober haben wir gemacht,“ antwortete der Gehilfe stolz.

„Sind sie versichert?“

„Selbstverständlich!“ erwiderte Thomas Hauschild, der Stellvertreter, und warf sich in die Brust.

„Na, dann ist's gut!“ knurrte August Knorrek befriedigt.

Gleich darauf sprengte der Gehilfe über den Viehmarkt. August Knorrek wartete, bis der der Hufschlag

nicht mehr zu hören war, dann griff er seit vierzehn Tagen zum ersten Mal nach Stod und Mäße. Seine Frau sah ihn überrascht an.

„Ich geh aus!“ sagte er, schon an der Tür. „Wart nicht, es kann lange dauern, bis ich wiederkomme!“

„Wo willst du hin?“ rief er bestürzt.

„Kümmer dich nicht und leg dich schlafen!“ befahl er barsch und schritt hinaus.

Doch sie gehorchte nicht, holte eine Handarbeit und wartete auf ihn.

Kurz vor Mitternacht erreichte August Knorred die Brißlawer Grenze. Der Halbmond neigte sich schon zum Horizont. Die Nacht war hell. Im Norden stand ein lichter Schimmer. Märchenstumm lag der niedrige Wald, nirgends ein Laut. Nur ein Fgel raschelte über den Weg, und aus dem Busch der alten Kiefern, die sich auf einem Sandhügel über die Schonungen hoben, stieß lautlosen Fluges ein riesiger Uhu.

Und der Inspektor durchstreifte in dieser Nacht wieder die ganze Gemarkung Brißlawe. Wie ein ruheloser Geist wanderte er die stillen Raine zwischen den Feldern entlang. Das Dorf vermied er. Beim ersten Schober machte er halt. Er bestand aus zwei Teilen. Dazwischen hockte die Lokomobile, drohend wie ein Gespenst. Auf ihrem kalten Kessel lag die der Nachtau. August Knorred kletterte auf den Schober und las die Versicherungstafel. Eben piff der Wächter zwei. Dann stieg er wieder hinunter. Die Gesellschaft war gut. Er war mit dem alten Abraham zufrieden. Alle elf Schober revidierte er der Reihe nach. Beim zweiten, der schon etwas vom Dorfe ablag, schenkte er aus dem nahen Kleefeld ein paar Hehe auf, die mit langen Säben dem schützenden Walde zusüchteten. Der dritte Haufen war hinter dem Mühlenberg gerichtet. Die Mühle stand still, aber in der obersten Luke brannte ein kleines Lichtlein. Der vierte Getreideschober stand bei Fürchtegott Fritschers langgestrecktem Rübensfeld. Diesmal hatte er da Gerste gesät. Sie sah dünn und ärmlich aus, weil der gute Boden schon seit Jahren fröhtlich vernachlässigt worden war. August Knorred schüttelte den Kopf und schritt weiter, immer mehr entfernte er sich vom Dorfe. Auf allen elf Haufen fand er zu seiner Genugthuung das schirmende Blechschild funteln. Auch waren die Schober gut gerundet und fest geschichtet, zeigten keine Lücken, wo der Regen eingreifen konnte, und alle Garben lagen mit den Nehrenenden nach innen. Der Inspektor wurde fast ein wenig stolz auf seinen Schüler. Nur das Nachharken war etwas nachlässig betrieben worden. Zehn Schritte weit ließ August Knorred seinen Stod über die Stoppeln schleifen, dann hatte er schon eine Handvoll Nehren zusammen. Wieder stand er am Ende seiner Wanderung in der Morgenfrühe auf der Schwedenschanze, und der Abschied kam ihm hart an. Angestrengt lauschte er auf den Schuß, den er vor vierzehn Tagen gehört hatte. Doch es blieb alles still. Das Lichtlein in der Mühlenluke brannte nicht mehr. Eine Viertelstunde wohl wartete der Inspektor. Dann krächten im Dorfe die Hähne, und er stieg die Schanze hinunter, bog in den Wald hinein und schritt kräftig aus, um über die Grenze zu kommen. Da knackten plötzlich die Büsche. Dicht vor ihm strich mit eiligen Säben ein Mann über den Weg. Wie der Wind verschwand er in den Fichten der gegenüberliegenden Schonung. August Knorred stand lange und überlegte, ob er gleich zum Förster zurückgehen sollte. Dann aber schritt er weiter, denn die Zeit war schon weit vorgerückt, und er wollte auf Brißlawer Gebiet nicht gesehen werden. Tausend Schritte machte er noch. Da fuhr hinter einer jungen Fichte eine derbe Faust hervor und packte ihn an der Brust. Der Inspektor hob den Stod und wollte zuschlagen. Da erkannte er den Förster.

„Ihr seid's, Knorred!“ rief er verdutzt und ließ ihn los. „Was treibt Ihr da?“

„Ich hab hier zum Rechten gesehen. Am Tage kann ich nicht. Deshalb geh ich in der Nacht. Ihr seid wohl hinter dem Müller her?“

„Das ist ein verfluchter Lumpenhund!“ nickte Karl Ruppert. „Sieben Nächte schon führt er mich an der Nase herum. Bald ist er hier, bald dort!“

„Diesmal war er hier!“ meinte August Knorred. „Es ist mir einer vorbeigelaufen. Glaub's aber kaum, daß Ihr ihn noch einholen könnt.“

„Hat er eine Kinte gehabt?“

„Hab nicht gesehen, daß er keine hatte.“

„Na!“ knirschte der struppige Waldmensch und ging ein paar Schritte mit. „Den Kerl krieg ich noch.“

„Ihr müßt es dem Herrn Baron melden.“

„Ich werd mich hüten!“ knurrte der Förster. „Solange ich noch keine Beweise habe, trau ich mich nicht hin. Ist auch kein Weidmann, der Baron, und hat kein Herz für den Wildstand. Hat's auch selbst verschuldet, daß es bald oben, bald unten knallt. Hätte er die Bauern nicht zur Treibjagd eingeladen! Das läuft nie gut ab.“

„Ich bin auch dagegen gewesen.“

„Und jetzt ist diese verfluchte Schweinerei da. Er setzt sich mit den Bauern auf eine Bank und spricht mit ihnen, als wären es Herren. Das paßt sich nicht! Sonst verträgt dieses Pack nicht, und sofort werden sie übermühtig und tanzen ihm auf der Nase herum.“

„Wieso?“ fragte August Knorred erschreckt.

„Jetzt geht's um den Chausseebau nach Podraschke. Der Landrat war selber hier. Keiner von den Bauern will eine Fuhre machen. Soll alles das Gut aufbringen. Das hat der Baron davon! Wir sind hier noch lange nicht in Amerita. Seitdem Ihr von Brißlawe weg seid, ist rein der Geier los.“

Sie standen jetzt auf der Grenze.

„Ihr müßt es doch dem Herrn Baron melden!“ meinte August Knorred und reichte dem Förster zum Abschied die Hand.

„Rein!“ sprach Karl Ruppert eigensinnig. „Ich will nicht erpapt hab, geh ich nicht aufs Schloß. Ich will mir nicht wieder übers Maul fahren lassen, wie damals mit dem Waldrevol in Alfjorge. Damals hatte ich auch einen in Verdacht, aber keine Beweise. Da hat mich der Baron schön angeschnauzt. Und dabei stehlen sie da unten schon wieder wie die Raben.“

August Knorred ließ den Kopf sinken und stach mit seinem Spatelstock im weichen Moosboden herum.

„Der Müller wird nicht mehr lange schießen!“ fuhr der Förster fort und ballte die Faust auf dem Gewehrriemen.

„Und wenn ich noch sieben Nächte drangehen muß. Dann leg ich mich aber bei der Mühle auf den Anstand.“

„Das tut nyr!“ ermutigte ihn der Inspektor. „Geht auf das Licht in der obersten Luke acht. Das hat früher nicht gebrannt.“

„Ist mir auch schon aufgefallen!“ meinte Karl Ruppert und dämpfte unwillkürlich seine Stimme. „Manchmal schläft er in der Mühle. Das hat er früher niemals getan. Und die Büsche hat er irgendwo im Walde versteckt.“

„Ja!“ nickte August Knorred. „Er schießt mit Kugel. Nehmt Euch nur in acht, daß Euch nichts passiert. Der ist gefährlich!“

„Ich werd ihn schon erwischen!“

„Und macht ihn nicht unglücklich!“ mahnte der Inspektor. „Der Mann hat Weib und Kind. Vielleicht gibt er sich schon mit einer Schrotladung zufrieden.“

„Ich nehm Rehposten!“ sprach Karl Ruppert wütend. Dann schieden sie bei dem schillernden Wassergraben, in dem Karl Zurotschin ertrunken war.

(Fortsetzung folgt.)

Der Ahtzehnjährige.

Von Adolf Stark (Marienbad)

Hinter einem Bahndamm lagen die Reservene, unter ihnen Fritsch, der Ahtzehnjährige. Eigentlich sah er noch jünger aus mit der schmalen, fast mädchenhaft zarten Gestalt und dem glatten Gesicht in welchem sich selbst jetzt, nach Wochen des Frontlebens, wo alle die andern mit ihren verwilderten Bärten schon aussahen wie der Oger im Märchen, keine Spur von Bartwuchs zeigte. Doppelt zart und knabenhaft sah er aus unter all den alten Landsturmmännern, aus welchen die Kompanie zumest bestand. Sie riefen ihn nicht anders als „Bubi“. Wer er, der gegen Spott sonst so empfindlich war, empfand instintiv, daß in dieser Benennung etwas Färlisches lag, und ließ sie sich schweigend gefallen.

Nicht so einverstanden war er mit der Sorgfalt, mit welcher sie ihn umgaben. Wenn alle im Regen lagen, für Bubi suchten die andern immer ein gesichertes Plätzchen zu finden, wo es trocken und möglichst warm war; blieb der Train und die Fahrfläche einmal aus, daß man für zwei, drei Tage den Gurt fester anziehen mußte, um den hungernden Magen zu befänntigen, Bubi schaukelte selbst da im Ueberflut. Denn von allen Seiten wurde ihm heimlich etwas zugefickt; da ein Stück Schokolade, dort ein Restchen Wurst und Brot, und er mußte es nehmen, wollte er nicht den Ober tödlich beleidigen.

Bubi lebte ein Traumleben, ohne recht zum Bewußtsein der Wirklichkeit zu kommen. Wie er so dalag auf dem jungen, frischen Grün, das Gewehr im Arme, und hinausblickte in das Blau des Himmels, wo unbekümmert um den Krieg, welchen das törichte Menschenvolk führte, eine Lerche ihr Lied trillerte, glaubte er jeden Augenblick: Das kann ja gar nicht sein, gleich werde ich wieder erwachen und in der Schulbank sitzen und Professor Ull wird vor mir stehen und mich über die Brillenränder hinüber höhnisch anblinzeln und mit seiner kreischenden Stimme sagen: „Wieder einmal nicht präpariert; setzen Sie sich, nicht genügend!“ Und dann kam ihm auf einmal das Bewußtsein der Wirklichkeit.

Wie in jähem Erstaunen ließ sich die Lerche in das Ackerfeld fallen und ihr trillerndes Lied brach plötzlich ab. Doch oben in der Luft oder stand ein weißes Wölkchen, klein und zart, wie jene „unschuldigen Schäflein“, die an schönen Sommertagen nur deshalb am Himmel zu stehen scheitern, um das strahlende Blau besser hervorzuhellen. Bubi wunderte sich; wo kam das Wölkchen her? Er starrte doch schon länger auf den Fleck und hatte es bestimmt vorher nicht gesehen. Sein Schülerbrot, gewohnt, die Erklärungen für alles aus der Fülle des Angelernten zu entnehmen, suchte nach der Entstehungsgeschichte der Wolle überhaupt, und als er erkannte, daß sein Wissen da eine bedenkliche Lücke aufwies, erstarrte er darüber, gerade so, wie in der Schule, wenn ihm zum Bewußtsein gekommen war, daß er irgend etwas nicht wußte.

Auf einmal stand neben dem einen Wölkchen ein zweites und dann wurden es auf einmal viele; hatte es jemand neben ihm gesagt oder wußte er es von selbst, aus jenem instinktiven Wissen heraus, das in großen Momenten den reinen Toren oft zum Wissenden macht? Genug, er wußte es plötzlich: das waren nicht Wolken, das waren Schrapnells, feindliche Schrapnells, die, er wußte nicht woher, kamen.

Das erste Gefühl war das des Erstaunens, fast der Enttäuschung. Schrapnell, der Name schon klang so hart und grausam und jetzt diese unschuldigen Schäflein!

„Sie schießen wieder einmal auf die Reserven, das Gefindel!“ hörte er eine Stimme zu seiner Rechten. „Das machen sie immer so.“

„Von mir aus.“ Das war der Lorenz, der so sprach. Fritz erkannte ihn an der Stimme. Er richtete sich empor, stützte sich auf die Ellbogen und sah hinüber. Da lag der Lorenz, phlegmatisch und saul wie immer und neben ihm der andere Sprecher, der Lehrer Meyer. Den nervösen schwarzhaarigen Levisohn aber, der im Zivil Teilhaber des väterlichen Geschäftes war und von dem man erzählte, daß er Millionen besaß oder wenigstens bereinf erben werde, duldete es nicht mehr. Er sprang auf, blickte hinüber zur Front und dann wieder zum Himmel hinauf mit den kleinen Schrapnellwölkchen und wandte sich dann plötzlich zu dem Lehrer.

„Wie können Sie solchen Unsinn reden?“ Er schrie beinahe und schien sehr entrüstet. „Schießen auf die Reserven; Unsinn; sie bestreichen den Raum, um die Zufuhr von Menage und Munition zu erschweren, besonders von Ammunition. Deshalb schießen sie über die Schützengraben hinaus. Habe ich nicht recht, Lorenz?“

„Von mir aus.“ Der Gefragte nahm die Peise aus dem Mund, spuckte aus und rauchte weiter, während die beiden anderen sich in eine eifrige Debatte einließen, als gäbe es nichts Wichtigeres, wie die Frage nach dem Grunde des Luftaussehens der weißen Wölkchen so weit hinter der Front.

Zimmer näher kamen sie und näher; plötzlich schrie der Lorenz zornig auf: „Kreuzhimmeldonnerwetter!“ Bubi sah hin; für einen Moment stockte ihm der Atem und er fühlte, wie sich eine Zentnerlast ihm aufs Herz legte. Er konnte den Blick nicht abwenden von dem Gesichte, über welches es in roten Tropfen herabramm. Das erste Blut!

Da war auch schon der Leutnant und beugte sich über den Mann. Im nächsten Augenblick stand der Lorenz aber wieder auf seinen Füßen; ordentlich stramm stand er da und wischte mit der Hand über den Schädel, daß sie blutig wurde und das ganze Gesicht beschmiert war, was zugleich schauerlich und komisch ausah.

„Melde gehorsamt, Herr Leutnant, es ist nicht der Rede wert. Nur ein Kratzer. Aber das Lumpensindel hat mir die Peise ruiniert mit der verdammten Schiebererei.“ Ordentlich wütend war der sonst so phlegmatische Mensch.

Die andern lachten und schließlich lachte der Lorenz mit. Am hellsten und lautesten aber lachte Bubi, dessen klare Knabenstimme aus dem Haß der anderen hervorklang wie ein Silberglöckchen zwischen dumpfen Kirchengeläuten. So leicht und wohl war ihm plötzlich ums Herz, der Druck war verschwunden und beinahe triumphierend blickte er zu den weißen Wölkchen empor. Ah bah, ihr da proben. Was könnt ihr? Weisen zerbrechen und höchsten Löcher in den Schädel schlagen, wie wir haben mit den Kieselsteinen. Ist das alles? Und davor soll man sich fürchten? Lächerlich, höchstens wahrhaft ist das Ganze.“

Und der Druck auf der Brust kam auch dann nicht wieder, als die Reserven vorgeückt waren und er im Schützengraben kniete und schob, und rechts und links neben sich Stöhnen und manchmal unterdrücktes Jammern hörte und die Männer mit den weißen, mit rotem Kreuz geschmückten Armbändern behutsam und schweigend mitten unter den Schützen ihres Dienstes walteten. Der quersilberne Levisohn war einer der ersten, den es erwischte. Er konnte nicht ruhig liegen und als er im Über des Gefechts einmal auf-

sprang, erwischte ihn eine Kugel. Aber eine Stunde später war er wieder da, das Gesicht verbunden, wie einer, der Zahnschmerzen hat, denn die Kugel war ihm zum Munde hineingegangen, hatte zwei Zähne mitgenommen und die Wunde durchbohrt. Aber deswegen ins Spital, gleich am ersten Kampftage? Der kleine schwarze Kerl grinste. „Der eine Zahn war ohnehin schon schadhaft. Und wenn ich nach Hause komme, lasse ich mir ein paar goldene machen. Ich kann mirs bieten.“ Selbst im Schützengraben konnte er ein bißchen trocken nicht lassen, aber es nahm ihm keiner übel. War doch ein ganzer Kerl! Der Lehrer nahm sein feldgraues Halstuch und band es Levisohn trotz des Sträubens um das Gesicht, damit der Verband in seinem Weiß keine Zielscheibe für den Feind bilde und Bubi tat das gleiche mit Lorenz, den seine zehn Pferde auf den Verbandplatz gebracht hätten, wegen so an Schmarren, und der es nur widerwillig geduldet hatte, daß ihm ein Sanitäter im Schützengraben verband.

Am Abend wurden sie abgelöst und bezogen Quartier im Dorfe, richtiges Quartier mit einem Dach über dem Kopf und Stroh auf den Dieben. „Wie die Fürsten,“ sagte der Lehrer. Levisohn war fortgeschlichen und kam nach einer halben Stunde mit einer funkel-nagelneuen schönen Peise wieder, die er glücklich im einzigen Laden aufgetrieben hatte. Zehn Gulden hatte sich der Krämer in Ausnutzung der Konjunktur zahlen lassen. „Aber was tut's, ich hab's ja.“ Und Lorenz, der im Schützengraben so ruhig gelegen, war förmlich aufgeregter über den Besitz eines so kostbaren Stückes und schwur, alle Russen zu erwürgen, wenn sie ihm nochmals die Peise ruinieren sollten. Bubi aber schlief mit roten Backen und lächelte im Schlafe.

Die Russin.

Wer den Russen verstehen will, der darf die Russin nicht ver-gessen, und darum darf das feisende (aber vielleicht ein wenig übertriebene) Charakterbild, das Adolf Durr von der Russin entwirft, gerade jetzt auf lebhaften Anteil rechnen. Es erscheint dieser Tage im Jubiläum der „Süddeutschen Monatshefte“, das zu einem Gesamtbilde von „Rußland von innen“ gestaltet ist. Durr, der Land und Volk in Rußland aus langem, eigenem Auf-enthalte im Harenreiche gründlich kennt, weist auf die furcht-bare Disziplinlosigkeit der ganzen russischen Kindervolk und weiter auf die bekante Neigung der russischen Jugend zu endlosen, unfruchtbareren Diskussionen hin. Was dabei herauskommt, davon hat er selbst als Lehrer an einer russischen Frauenhochschule die schla-gendsten Erfahrungen sammeln können. Er unterrichtet da Deutsch, Englisch und — allgemeine Sprachwissenschaft. Daß die Mädchen bedenlos unwissend waren und allgemeine Sprachwissenschaft hören wollten, ohne eine Ahnung von irgend einer Sprache außer der russischen zu haben, das war gewiß übel; worüber aber gar nicht hinwegzukommen war, das war der in der ganzen Gesellschaft stehende Geist für die meisten Mädchen war die ganze Sache nur eine neue Kofetterie, eine neue Parabe. . . Vor 10 Uhr morgens war es den Damen zu früh, und in den Abendstunden zu spät — natürlich; man wollte ins Theater und in das Konzert, also konnte man nicht nach 7 Uhr abends und nicht vor 10 Uhr mor-gens arbeiten. Aber geschnarrt wurde fest, an den Dozenten die unerträglichste Kritik geübt, an Programm und Methode gekritelt, man verlamelte sich zu Protestkundgebungen und besuchte die Vorlesungen nicht. Die Studentinnen verlangten von Durr einen Vortragszyklus über deutsche Literatur, aber . . . Adolf Michai-lowitsch, bitte, ohne Texte! Sie fragten, ob er die Einführung in die Inbogeramistik nicht ohne die verfluchten fremden Sprachen fertig brächte! Von der russischen „barnsdmia“ der Jungfrau aus den besseren Ständen, bekommt man, wie Durr bemerkt, wohl auch in Rußland kaum jemals etwas Gutes zu hören. Eitel, leer, nahezu, hochmütig, vorlaut ist so ein Wesen, das sich häufig mit dem Gesichtsmack zu Meiden versteht, das Grazie und Schönheit, kost-bare slawische Geschmeidigkeit, Natürlichkeit und Wärme und eine nicht unbedeutende Begabung zu einem der reizendsten Frauen-typen machen könnten, wenn nicht das weiblich „Lammenhafte“, Unbeständige, Kofette, Leichtsinrige, Verlogene, Streitsüchtige, Un-zuverlässige, Egoistische — die Worte gebraucht ein Nationaltrasse zur Kennzeichnung seines Volkes — das Bild fast zu einer Karika-tur des Weiblichen machen würde. Die Jungfrau wird nun glück-liche Braut, Frau und Mutter. Das Bild einer russischen Ehe gleicht im allgemeinen dem einer europäischen abgesehen der Kameradschaft und wirtschaftlichen Verträge der französischen, dem idealen Einschlage und der stramm geführten innerenucht der deutschen, der Ritterlichkeit und respectability der englischen Ehe.

Der wandelste Punkt im russischen Familienleben ist die Er-ziehung. Sie hat nur einen Grundzahn: bis zum 10. Jahre ist das Kind zu klein, vom 10. Jahre ab zu groß zur Erziehung! Es spottet jeder Beschreibung, was die Ehefrau vom Rechte des Kindes in Rußland verstanden hat. Ein verlottertes, gemüßlich-tiges, faules, alles Wohlgeratene leugnendes, alle Mühsal ver-neinendes, nur Raute forderndes Geschlecht wächst heran. Zwei-jährige Kinder gibt es da, die ihre Mutter mit den Worten „Mama, ty dura“ (Mutter, du bist eine Märrin) ins Gesicht schlagen. Höhere Töchter und Gymnasiasten gründeten Liebesklubs. Frauen gestehen einem Lehrer die Unmöglichkeit ein, mit ihren zehn bis zwölf-jährigen Sprößlingen fertig zu werden. Halbwildige Kinder treiben sich bis in die Nacht auf Theatern und Straßen

herum, rumpeln Erwachsene an und beleidigen sie in unsfätiger Weise. Der jetzige Krieg mag ausgeben wie er will, Rußland wird nach Dirres Ueberzeugung eine zweite Jugendrevolution erleben, gegen die die erste, nach dem japanischen Kriege, das reinste Kinderpiel war.

Die Russin hat manches von der Westeuropäerin voraus. Sie ist und gibt sich natürlicher, weniger kulturoverkünftelt, wie auch der Russe im allgemeinen; ihre Ansichten sind breiter und wohlwollender, sie ist nicht so verdammt vernünftig, absichtlich und überlegt, wie z. B. die Französin, nicht so hochmütig-kalt wie die Engländerin, nicht so eng und beschränkt wie viele unserer Landsmännchen; sie hat viel natürlichen Verstand, sie hat Wärme und Anmut. Sie hat ein unverkennbares Streben nach Höherem, Menschlicherem als dem, was ihr in der Debe des russischen Lebens geboten ist. Sie hat das mit dem anderen Geschlechte gemeinsam. Aber sie hat auch den großen altrussischen Fehler: das Nichtdurchhaltenkönnen, das zu frühe Abschweifen vom Ziele, die Furcht vor der dauernden Anstrengung, das rasche Ermüden, den schnellen Fehlschlag an allem, was sich nicht übers Knie brechen läßt, und jenen furchtbaren Damm zum Räsonieren und Spintilieren, der allem frischfröhlichen Beginnen von Anfang an den Todesstein einimpft.

Vermischtes.

* Wie die „Sardomene“ torpediert wurde. Vor wenigen Tagen fiel ein italienisches, mit österreichischem Holze beladener Segler, die „Sardomene“ dem U-Bootkrieg zum Opfer. Wie es dabei zuging, berichtet der gerettete zweite Steuermann des Schiffes. Die bisherige Reise der „Sardomene“ war ruhig und ereignislos von Skatten gegangen, bis sich der Segler den Fastnet-Klappen, vier Meilen südwestlich von Kap Clear, näherte. Als wir genau nördlich von dem dort stehenden Leuchtturm vorbeifuhren, näherte sich uns ein englisches Minenschiß und warnte uns, weil deutsche Unterseeboote in der Nähe wären. Das Minenschiß fuhr dann weiter, wies aber ein anderes an, uns eine bestimmte Strecke lang zu begleiten. Donnerstag, ungefähr um 1 Uhr, richtete ich ungefähr 300 Meter links vom Bug ein Periskop. Die gleiche Beobachtung machten ein paar auf dem Vorderdeck stehende Kameraden: wir alle aber hatten den Eindruck, daß sich das Unterseeboot von uns entfernte; bildete doch unser Schiß ein Ziel, das die Kosten eines Torpedoschusses wohl kaum lohnte. Möglich aber drehte sich das Unterseeboot um und schoß einen Torpedo gegen uns ab. Auszuweichen war unmöglich, denn unser Segler konnte nicht aufkreuzen und überdies war der Abstand so gering, daß wir kaum die Torpedospur bemerkten, als die „Sardomene“ auch schon mittschiffs getroffen wurde. Die Erschütterung schen unser Schiß aus dem Wasser herauszuheben. Die Explosion war furchtbar, Masten, Segel, Lüne für Lüne über Bord, der Segler war im Panbundecken zum Brack geworden, während er sich stark nach Backbord neigte. Zwei Matrosen, ein Russe und ein Spanier, wurden durch den Anprall des Geschosses vom Vordersteil in die See hinausgeschleudert; der eine ging sofort unter und ist nicht wieder aufgetaucht, der andere konnte gerettet werden. Unser Bootsmann, ein Irlander namens O'Neill, der ebenfalls auf dem Vordersteil stand, stürzte zu der Schaluppe auf Steuerbord. Ich lief ihm nach und sah beim Ueberqueren der Brücke einen Kameraden schwer verwundet an der Tür des Kastells liegen — er war wahrscheinlich getroffen worden, während er sich unter Deck aufhielt —; ein anderer lag am Hauptmast hingelockert, unfähig sich zu erheben. Als ich auf der Kommandobrücke anlangte, traf ich unseren dritten Offizier, einen Spanier. Wir sahen gleich, daß zum Ausbruchen der Schaluppe keine Zeit bleiben würde. Es wurde daher der Befehl gegeben, die Rettungsringe los zu machen und sich in die See zu stürzen. Damals sah ich unseren Kapitän zum letzten Male: vielleicht wollte er das Schiß nicht verlassen, ohne wertvolle Papiere oder vielleicht auch die Masse in Sicherheit zu bringen; er trat in die Kajüte ein, kam aber nicht mehr zum Vorschein. Nun sprangen wir alle ins Wasser, zwei Minuten später sank die „Sardomene“, einen starken Strudel bildend, in die Tiefe und nahm alle mit sich, die sich nicht weit genug von ihr hatten entfernen können. Wir zählten im Wasser 11 Leute; die meisten wurden von unserem Begleitschiß gerettet; zwei aber, unser Koch und ein Matrose sind bei der Explosion umgekommen und liegen nun auf dem Kirchhof von Castle-town begraben.

* Mikrokry bei Schlangen. In der letzten Zeit ist der bekannte Bedarf der Mikrokry sehr in Auftrieb gekommen. Man glaubte die merkwürdige Reaktionskraft auf den Einfluß physikalischer oder chemischer Faktoren in der Ernährung oder im Klima zurückführen zu sollen. Neuerdings aber hat nach einem Bericht in den „Naturwissenschaften“ Steinbach bei Schlangen Uebereinstimmungen in Färbung und Zeichnung nachgewiesen, die seiner Ansicht nach wohl nur durch Säugetieranpassung zu erklären sind. So gibt es z. B. eine amerikanische Giftschlängengattung mit auffallend rot und schwarzer Färbung, die Korallenotter. Diese wird nun von etwa 60 Arten ungiftiger Schlangen, die 26 verschiedenen Gattungen angehören, nachgeahmt. Ganz besonders fällt dabei auf, daß die geo-

graphische Verbreitung der Nachahmer mit der der Vorbilder sehr genau übereinstimmt. Andere Arten der nachahmenden Gattungen, die in von der Korallenotter nicht bewohnten Gebieten leben, zeigen auch keine Ähnlichkeit mit der gefährlichen Giftschlange. Aber nicht nur in der äußeren Zeichnung sondern auch in der Größe wird das Vorbild nachgeahmt. Die Arten der Korallenotter schwanken zwischen 1/2 bis 1 Meter Länge, nur eine wird bis zu 1,9 Meter lang. Nun gibt es unter den nachahmenden Gattungen zahlreiche Arten, die in den Maßen nach oben oder unten abweichen. Diejenigen Arten aber, deren Färbung am getreuesten der der Giftschlange entspricht, stimmen auch in den Maßen am genauesten mit ihr überein. Nur eine nachahmende Art erreicht eine Länge von 1,95 Metern und gerade diese findet sich nur, wo auch die besonders lange Art der echten Korallenotter vorkommt. Diese Erscheinung macht die Tendenz der Schattennachahmung sehr wahrscheinlich, da die Beschränkung auf bestimmte Größen sich wohl schwerlich aus dem allgemeinen Einfluß der Umgebung ableiten läßt. Ebenso werden eine Anzahl auffallend geringelter, giftiger Seeisotangen (Hydrophilinen) von harmlosen Schlangen nachgeahmt; ja sogar einige aalartige Fische haben sich in ihrer Gestalt die Schreckwirkung der auffallenden Zeichnung der Giftschlange zunutze gemacht.

Büchertisch.

* Deutsche Blätter für Kriegsverletzte. Halbmonatliche Mitteilungen aus dem gesamten Gebiete der Fürsorge für deutsche Kriegsverletzte. Vierteljährlich (6 Nummern) M. 1,20, Einzelnummer 20 Pf. — Verlagsanstalt Vogel & Vogel, G. m. b. H., Leipzig, Gerberstr. 48/50. — Wir nennen es einen glücklichen Gedanken der Verlagsfirma, mit der Herausgabe dieser Zeitschrift ein Organ zu schaffen, das für die weitestgehenden Bestrebungen auf dem Gebiete der Fürsorgetätigkeit für Kriegsverletzte staatlichen Behörden, Privaten, Organisationen, Institutionen und insbesondere auch den dem Roten Kreuz angehörigen Vereinen einen guten Schallboden abgibt. So erfüllt die Zeitschrift die vornehme Aufgabe, allen Kriegsverletzten best heillich ihrer Forthilfe — jetzt und später — erschöpfenden Ausschluß zu geben, und verleiht außerdem damit das löbliche Streben obengenannter Stimmen zu einer gemeinsamen und erspriehlichen Arbeit zu gestalten. Daneben sorgt eine von berufener Hand gut geleitete und zusammengefasste Unterhaltungsbeilage dafür, unsere verwundeten Zelbgrauen über manche trübe Stunde hinwegzubringen.

— Kunstwart. Erstes Juliheft 1915. (Kriegsausgabe zum halben Preis. Vierteljährlich 2,25 M. Verlag Georg D. W. Callwey, München.) Größere Aufsätze: Ferdinand Avenarius, Kann unsre Unbeliebtheit uns nützen? Johannes Witte, Die Zukunft Ostasiens und wir Deutschen. Paul Frank, Kriegskräppel. Vole Blätter: Drei Gellerische Fabeln. Die Rundschau bringt u. a.: Zürcher, Siegwurzeln. Avenarius, Gellert. Nidden, Ein journalistischer Roman. Leopold Schmidt, Vom Zustand der Theatermusik. Kammerbauer, Die Verheuerung des Krieges. Gemmes, Stapel, Rohrbach, Bismard und wir. Erste Hilfe durch Studenten und Schüler u. a. Bilderbeilagen: Hermann Maier, Blühende Kaskaden. Rudolf Lipus, Gedenkblatt für Gefallene. Carl Gulbransson, Gabriele d'Annunzio. Notenbeilage: Alfred Schubert, Kremsim.

— Die Welt des Islam von Friedrich Deliusch. Sammlung „Männer und Völker“. (Verlag Ullstein & Co, Berlin.) — In anziehender Form behandelt der hervorragende Orientalist der Berliner Universität die geschichtliche Erscheinung des Propheten, die Sittenlehre, die er gegeben hat, den Koran als Rechtsbuch, er spricht über die weisheitsvolle Dichtung des Morgenlandes, über islamitische Gesehrsamkeit und Dantunsi. So zeigt er, wie groß und vielfältig der Beitrag der mohammedanischen Völker, die jetzt von den Mächten des Vierverbandes mit Vernichtung bedroht werden, zur allgemeinen Kultur war, und welche neue Entfaltung ihnen möglich ist, wenn es gelingt, die Vorbedingungen ihrer Unabhängigkeit zu sichern.

Silbenrätzel.

a, ce, ck, d, d, ech, ei, er, er, fe, sch, hu, la, lan, n, nach, nek, s, sau, te, ter, va, ze.

Aus vorstehenden Silben und Buchstaben sollen acht Wörter gebildet und derart untereinander gesetzt werden, daß die Anfangsbuchstaben von oben nach unten und die Endbuchstaben von unten nach oben gelesen einen Dichter und ein Werk desselben bezeichnen. Es bedeuten aber die einzelnen Wörter folgendes:

1. Landschaft in Westfalen.
2. Einen Baum.
3. Spanische Provinz.
4. Stadt in Luxemburg.
5. Einen Philosophen.
6. Afrikanisches Raubtier.
7. Fluß in Tirol.
8. Eine Waffe. Auflösung in nächster Nummer.

Auflösung des Bezierrätsels in voriger Nummer:
Sal (s. i. /, Salomo) + Peter = Salpeter.